



STIFTUNG
Kunstsammlung
Albert und Melanie
RÜEGG

Maria Pomiansky – LA VIE EST BELL

Ausstellungsdauer: 12. November 2020 bis 13. Februar 2021

Hottingerstrasse 8 | 8032 Zürich | Telefon 043 818 54 06

Der Titel der Ausstellung von Maria Pomiansky nimmt eine Werbung einer Schweizer Wurstwarenfabrik auf. Zugleich steht er für die Haltung der Künstlerin. Im Zusammentreffen von Schönheit und Schrecken (denkt man an das, was den Würsten vorausgeht) entlarvt sich das Wesen der Welt. Sozial Bedeutsames findet sich überall – «man braucht nur aus dem Fenster zu schauen» (Pomiansky). Ein Manifest der Künstlerinnengruppe «New Barbizon», zu der die Malerin sich neu zählt, zielt exakt in diese Richtung: die Groteske, die Absurdität, die Realität entblösst sich allen, die dafür Augen haben. Diese künstlerische Haltung deckt sich mit dem Credo des Stiftungsgründers Albert Rüegg, dessen Werk die aus Russland stammende Maria Pomiansky kennt und schätzt – und lädt somit zu einer Begegnung der beiden Positionen ein.

Die Zeiten waren zu Albert Rüeggs Lebzeiten wie heute bewegt. Albert Rüegg war künstlerisch in den 1930er bis 1970er Jahren in Zürich aktiv, Maria Pomiansky lebt seit 2003 in Zürich. Wo der Zweite Weltkrieg sich in Albert Rüeggs Werk (erstaunlicherweise?) kaum abzeichnet – da und dort erscheint ein Flüchtlingskind auf einem Bild, eine hungernde Familie – bildet sich das anziehende Tempo der wirtschaftlichen Entwicklung seit der Nachkriegszeit im Werk Rüeggs deutlich ab. Bildtitel wie «Stress», «Das neue Zürich», «Was wird die Zukunft bringen?» zeugen davon. Aber auch Rüeggs Haltung: Atemlos verfolgt er die ökonomische, industrielle, gesellschaftliche Entwicklung, versucht mit ihr Schritt zu halten und ist gleichermassen neugierig, besorgt und kritisch. Eine neue Zeit beginnt – das zeigt sich ganz klar in seinem Werk. Aus einer bürgerlichen Sicherheit heraus konnte er das gut verfolgen. Bequem war das nicht – im Gegenteil: Es hat ihn umgetrieben, ihn nervös gemacht, ihm den Schlaf geraubt. Das zeigt sich ganz deutlich in der Getriebenheit, der schieren Quantität seines Werks, und auch in der Maltechnik, dem raschen, schroffen, flüchtigen Farbauftrag.

Maria Pomiansky ist ein ganz anderes Temperament als Albert Rüegg. Sie bringt eine gute Portion Ruhe und Gelassenheit mit – aus Russland? Aber durchaus auch Feuer und Schalk, Ironie und Sarkasmus. Ihr Blick auf das, was Zürich in den Nullerjahren unglaublich umgetrieben hat – die Entwicklung von «Züri West» –, ist nicht ganz so unmittelbar, wie eine alteingesessene Zürcherin das wahrnehmen würde. Pomiansky wahrt ein wenig Distanz, und bringt auch ihre Lebenserfahrung aus Moskau und Tel Aviv mit, wo sie ihre vorangegangene Zeit verbracht hat. Das relativiert einiges. Und diese Relativierung tut wohl. Weil der Hype, der um «Züri West» in Zürich selber gemacht worden ist, auch etwas peinlich ist – für all jene zum Beispiel, die je einen Fuss in eine asiatische Grossstadt gesetzt hatten: Dagegen hat «Züri West» eine sehr überschaubare Dimension. Aber exakt das, diese Überschätztheit, scheint in Pomianskys Bildern auch durchzuscheinen. Sie geht nah ran an ihre Gegenstände, sieht sie vermeintlich mit Kinderaugen, versucht sie sehr ernst zu nehmen. Genau das allerdings will ihr nicht ganz so gelingen. Ihr Blick ist meist durchsetzt von einer Portion Ironie. Einer durchaus liebevollen, warmen Ironie: die Dinge nicht immer so gross und ernst zu nehmen, wie sie erscheinen.

Diese Reflexion von jemandem, der von aussen kommt, kann Zürich nur gut tun. Wir Eingesessenen neigen ja dazu, die Dinge allzu wichtig zu nehmen, uns zu verbohren ins Nächstgelegene – und dabei die Relationen zu verlieren. Konzeptuell arbeiten wir beständig an diesem heimischen Idealzustand Schweiz – und modellieren ihn in der Praxis dauernd um, sodass dieses Ideal nie wirklich zur Ruhe kommen kann. Das ist die Paradoxie der Agglo Schweiz: Auf dem Weg zur Idealisierung, getrieben von Fortschritt und Wachstum, bleibt sie dauernd in Bewegung – und kann das Ideal doch nie erreichen. Eher im Gegenteil: entfernt sich davon.

Diese Bewegung fängt Pomiansky geschickt ein – und Albert Rüegg hat sie vielleicht sogar vorausgesehen. Er spürte, dass etwas für immer und unwiderruflich verloren ging: Die Ruhe, Beschaulichkeit und Ordnung einer kleinbürgerlichen, bürgerlichen Schweiz. «Duck the System» heisst ein Bild Pomianskys, ein Graffiti aufgreifend, das ihr temporäres Ateliergebäude zielt. Auf die kleine Anlieferungsrampe über einer Treppe hat ein pfiffiger Graffitikünstler, eine pfiffige Graffitikünstlerin eine Ente gemalt: die von einem Spiegelei träumt. Welch wunderbare,

tiefsinnige Bildfindung! Das Hirn des Tiers, das Hirn der Ente ist im kapitalistischen System schon derart zugerichtet, dass es selber von der – industriellen – Produktion seiner Hinterlassenschaft träumt: Es möchte ein Ei zu sich nehmen. Das Ei, das es selber gelegt hat. Der Kapitalismus füttert sich mit seiner eigenen Produktion, mit seinen Zinsen, mit seinem Gewinnüberschuss. Wobei Produktion in Zeiten, in denen die Finanzwirtschaft die Realwirtschaft überholt hat, das falsche Wort ist. So wäre schon eher zutreffend: Der Kapitalismus füttert sich mit seinen eigenen Schulden. Mit imaginärem Geld sozusagen. Mit Geld, das eigentlich gar nicht da ist.

Die Ente möchte ihr eigenes Ei essen. So weit haben wir es gebracht. «Duck the System» ist das Graffiti betitelt – in Anlehnung an «Fuck the System» natürlich. Und wer ein bisschen nachdenkt, der kommt auch rasch darauf, aus welchem Umkreis dieses weitsichtige Werk stammt: Das Atelier Pomianskys liegt in unmittelbarer Nachbarschaft des Koch-Areals, Zürichs prominentester Häuserbesetzung. Liegt in einem wunderbaren Klinkerbau, der ohne Zweifel unter Denkmalschutz gehörte. Was aber blüht der formschönen historischen Industriearchitektur, deren Aussterben man nachträglich da und dort schon betrauert hat? Das, was den meisten Atelierbauten in dieser Stadt blüht: der Abbruch. Im Zug der Überbauung des Koch-Areals, das die Stadt der UBS abgekauft hat, wird sowohl das denkwürdige Kreativitätsbiotop des besetzten Koch-Areals wie auch die künstlerisch zwischengenutzte Industriekrone geschleift. Während sich die Stadt gern für ihre Politik der Zwischennutzungen lobt – die ein «geeignetes» Instrument darstellen würde, um Atelierplätze für lokale Kunstschaffende zur Verfügung zu stellen. Das Instrument macht Kunstschaffende, mitsamt ihren Werken, die sie produzieren, zu Dauer-Nomaden. Die Verkäuferin UBS hingegen braucht nicht zu nomadisieren. Weil sie, steuerbegünstigt, angeblich systemrelevanter ist als die Kunst. Duck the System. Wahrscheinlich sieht der Masterplan ein paar «Ateliers» in den Erdgeschossen der Koch-Überbauung vor, die wie stets in solchen Erneuerungsfällen, in denen alles besser werden soll, so teuer sein werden, dass sie höchstens von der «Kreativwirtschaft» – womit nicht Künstlerinnen und Künstler, sondern Architekt*innen und Designer*innen gemeint sind, also angewandte Kunstschaffende – bezahlt werden können. Die Kunstschaffenden werden weiterziehen: in die nächste Zwischennutzung.

«LA VIE EST BELL». So heisst ja diese Ausstellung. Wie Geister eilen ein paar weissgewandete Schlachtbürokraten durch die Passerelle, die zwei Gebäudeteile der Wurstfabrik verbindet. Die Gebäulichkeiten werden unter Pomianskys Pinsel zu einer fantaszyhaften Karikatur von runden und eckigen Formen. Das Ganze Grau in Grau, mit wenigen Farbakzenten im blassroten «Bell»-Logo, in den petrolfarbenen Glasflächen, die diskreten Einblick bieten in die verwalterischen Seiten des Schlachtens. Und in der rosa Wurst. Die Szenerie spielt sich lautlos unter einem grauen Wolkenhimmel ab. Und was vielleicht am wichtigsten ist an dem Bild: dieser helle Schein im Himmel, unmittelbar über dem Gebäude. Die bleiche, unsichtbare Aura dessen, was sich im Gebäude abspielt. Die Panik der Tiere. Der Profit, der daraus gezogen wird. Das Wachstum. Duck the System. Wir wollten Ihnen diesen bösen Ausstellungstitel ersparen. Und haben uns für «LA VIE EST BELL» entschieden. Wer etwas genauer hinschaut versteht auch so.

Die sanfte und manchmal durchaus auch beissende Ironie von Maria Pomianskys Bildern tut Zürich gut. Wie sie zwischen muskelbepackten Gliedern von Denkmälern, die aus der Zeit gefallen sind, hindurchschaut. Wie sie die konstruierte Beschaulichkeit der Europaallee durchschaut – auch sie natürlich allein darauf aus, den Menschen das Geld aus der Tasche zu ziehen. Wir haben Pomianskys Sicht auf Zürich gleichwohl «liebevoll» genannt. Was uns nicht davor bewahrt, genau hinzusehen. Albert Rüeggs Werk hat manchmal auch einen karikierenden, ironischen, ja sarkastischen Unterton. Im Gesamten war er zweifellos härter, schneidender, schonungsloser als Pomiansky. Ein interessanter Vergleich ist es alleweil.

Simon Maurer, Stiftungsrat

*

Die Ausstellung wird ergänzt durch das Gespräch «Realismus heute» mit der Kunsthistorikerin Natalia Ganahl und Maria Pomiansky am Mittwoch, 16. Dezember 2020 um 19:30 Uhr sowie einer Lesung mit musikalischer Begleitung mit Vadim Levin (Autor und Künstler) und Ilja Komarov (Musiker, Komponist und Schauspieler) am Mittwoch, 3. Februar 2021 um 19:30 Uhr.